

How does it feel

– Das letzte Konzert. –

Als meine Eltern in den frühen 1980ern zusammenzogen, gab es anfangs manchmal Rangeleien wegen der Musikauswahl. Während meine Mutter akzeptiert hatte, dass mit meinem Vater über Neil Young nicht zu diskutieren war, ließ sie bei härteren Sachen nicht so leicht locker. Zumal da ja auch noch ihre eigenen Lieblingsplatten waren. Der Kompromiss zwischen Jimi Hendrix und Mikis Theodorakis war häufig Bob Dylan. Den mochten sie beide. Ich muss zugeben, dass ich, trotz der gemeinsamen elterlichen Vorliebe, bis heute keinen Schimmer habe vom Jahrhundertphänomen Dylan. Einem Künstler, der alle Musikehrungen der Welt bekommen hat, mit dem *Pulitzer* bedacht wurde und seit Jahren als heißer Kandidat für den *Literaturnobelpreis* gilt. Für mich war und ist Bob Dylan wenig mehr als ein Name (und ein Hut). Ich habe ihn mein Leben lang vor allem als Spiegelbild in den Augen anderer gesehen. Älterer. Bob Dylan ist, das wusste ich, für die Kriegs- und Nachkriegsgeborenen, dieser zweieinhalb Generationen zwischen Hitlers Endsiegwahn und '68, nichts weniger als der Messias. Oder wenigstens Sein unehelicher Sohn mit Gitarre. Das habe ich zwar nie verstanden, aber immer respektiert.

Der mit Abstand größte Bob-Dylan-Fan, dem ich je begegnet bin, war Wolfgang Hilbig. Wolfgang war von Robert Allen Zimmerman, dem Gleichaltrigen, sein ganzes Leben lang schlicht überwältigt. Er kannte jeden Dylan-Song, jede Veröffentlichung. Er wusste mit Exaktheit und in jedem noch so umnachteten Zustand auf Anhieb zu sagen, welcher Musiker in welcher Aufnahme mitgespielt hatte, wer Bob Dylan auf welchem Konzert begleitete und welche Textzeile an welcher Stelle eines Liedes vorkam. Ob man es ihm zugetraut hätte oder nicht, Wolfgang Hilbig war ein wandelndes Bob-Dylan-Lexikon. Genau genommen war er sogar eine ausgewachsene Rock-'n'-Roll-Enzyklopädie. Als er starb, hinterließ er meinem Vater die stattliche Anzahl von 1.500 CDs. Wolfgang hat diese CDs nicht einfach gekauft und gehörtet, er kannte jede einzelne davon. Titel für Titel. In den letzten Wochen vor seinem Tod, bereits schwer krank in einem abgedunkelten Zimmer seiner Wohnung das Unvermeidliche erwartend, dirigierte er uns vom Pflegebett aus mit erstaunlicher Präzision durch seine Musiksammlung – und wehe, man fand nicht sofort, was er wollte.

Doch keiner unter all den Musikern dieses gigantischen Rockarchivs hatte für Wolfgang je die Bedeutung Bob Dylans. Es hätte mir eher klar sein müssen, doch ich habe eigentlich erst im Prozess seines Sterbens verstanden (wenn ich es denn überhaupt begriffen habe), wie wichtig dieser Mann aus Minnesota für Wolfgang war.

Wolfgang Hilbig schrieb 2003 das Nachwort zu meinem Erzählband *Meine freie deutsche Jugend*. Ich glaube wirklich, dass er meine Geschichten und die Art, wie ich erzähle, sehr mochte. Ein Satz in diesem Buch hatte es ihm besonders angetan. So sehr, dass er mich später oft bat: lies mir diese Stelle über Dylan nochmal vor. Dann las ich oder zitierte aus dem Gedächtnis, diesen einen Satz, an dem er so hing. Er bezieht sich auf das Bob-Dylan-Konzert 1987 in Ost-Berlin. Das einzige Konzert, das Dylan je in der DDR gegeben hat. Ich schrieb damals in der Geschichte „Die Musik meines Vaters“ (in der es eigentlich um Neil Young geht), dass sich Bob Dylan wohl niemals darüber bewusst wurde, welche Bedeutung sein Konzert im Treptower Park hatte. Und dass er noch weniger verstanden hat, wie enttäuschend sein wortkarger Auftritt dort war. Für ihn schien dieses Konzert nur ein Punkt

mehr auf einer Liste lästiger Pflichten. Anders sein Publikum: „Für die Leute war es Gott schauen – aber der Schöpfer ging vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen.“ Wolfgang hatte dieses Konzert nicht besucht, er wohnte längst im Westen damals, aber etwas an dem Bild von der missachteten Kreatur muss seine Seele berührt haben. Denn jedes Mal, wenn ich vorlas, stiegen ihm, dem unerschütterlichen Boxer, dem harten Brocken mit dem bedrohlich wiegenden Matrosengang und dem donnernden Temperament, die Tränen in die Augen. Er riss dann stets den Arm nach oben und verkündete in seinem Sächsisch-Thüringerischen Mischdialekt, dass über Dylan nie etwas Besseres geschrieben worden sei. Nie!

Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Einschätzung, aber ich glaube inzwischen, dass es darum auch gar nicht ging. Wolfgang meinte weder mich noch das geschriebene Wort noch Bob Dylan. Er meinte sich selbst. 29 Tage vor Wolfgangs Tod gastierte Bob Dylan in der *Max-Schmeling-Halle* in Berlin. Zwei Straßen von Wolfgangs Wohnung entfernt. Zwei Straßen und eine schwere Krebserkrankung im Endstadium. Es war unklar, sogar unwahrscheinlich, ob er genug Kraft haben würde für ein Rockkonzert. Für die Anstrengung des Anziehens, des Fahrens, des langen Sitzens im Rollstuhl. Sein Gesundheitszustand war bereits äußerst kritisch und seine Verfassung seit Tagen ungewöhnlich schlecht. Bis zum Schluss lag die Entscheidung ganz bei ihm. Er war sehr aufgeregt, doch die Überwindbarkeit der kurzen räumlichen Distanz muss ihn entscheidend motiviert haben. Und machte ihn unruhig. Vermutlich war das der Moment, als ihm das ganze Ausmaß seiner Krankheit tatsächlich bewusst wurde und er sich ihrer Endgültigkeit ergab. Als Wolfgang meine Mutter besorgt fragte, was passieren würde, wenn er das Konzert nicht durchhalten könnte, sagte sie: „Was schon? Dann gehen wir eben. Du bist viel wichtiger als Bob Dylan.“ Er sah sie ungläubig an, nahm ihre Hand und küsste sie. Für uns wäre es kein Opfer gewesen – aber für ihn. Für Wolfgang Hilbig, den Boxerdichter aus den dunkelsten Heizungskellern der DDR, dessen (wie er es selbst nannte) „absolute heroe“ immer und immer Bob Dylan gewesen war.

Gegen Mittag war klar, dass dem Konzert nichts im Wege stehen würde. Wolfgang war in ausgeglichener, glücklicher Stimmung, voll freudiger Erwartung. Als Dylan und die Band auf die Bühne kamen, wollten die Freunde Wolfgang die Treppe hinunter zu den reservierten Sitzen tragen. Doch er zog sich plötzlich hoch und schwankte allein, als wäre er nicht von Metastasen und Schmerzen zerfressen, sich an der Rampe festklammernd, stürzend, sich wieder aufrichtend, die steilen Stufen hinunter, bis ihn die Brüstung auffing, als stünde er im Ring. Vielleicht war dieses Konzert tatsächlich ein letzter Kampf, ein Fight Mann gegen Mann, den Wolfgang zu gewinnen hatte. Den Blick fest auf seinen „heroe“ gerichtet fiel er in einen Sessel. Nur noch konzentriert auf Mr. Tambourine Man und auf sich. Bei jedem neuen Song stieß er die geballten Fäuste in die Luft. Er schrie, er tobte, grölte, brüllte. Er rang mit jedem Song, als gelte es, in dieser letzten Arena seines Lebens noch einmal all die Punsher-Energie zu zeigen, die er einst besessen hatte. Die ganze urwüchsige Kraft, die aus ihm mit dem Überdruck eines explodierenden Schnellkochtopfs herausbrechen konnte und die jetzt nicht mal mehr reichte, um sich die Schuhe zu binden.

Nach der Pause war Wolfgang wesentlich geschwächerter, vollends aufgezehrt von diesem letzten Ausbruch.

Als wir einige Tage darauf mit ihm das Problem seiner Grabstätte auf dem *Dorotheenstädtischen Friedhof* besprachen, bat er dringend darum, auf die umliegenden Nachbarn zu achten. Er wollte kein Establishment neben sich. „Ich bin kein Bürgerlicher. Ich bin ein Chaot, ein Rolling Stone.“ – Das war wie er sich sah. Dylans rolling stone. *Without a home, complete unknown, with no direction home*. Es ist kein Geheimnis, seine Bücher sind voll davon: Wolfgang Hilbig hat sich nie anders gefühlt als heimatlos, als Outlaw, als einer,

der nicht ankommen kann, der auf ewig verstoßen ist. Heute denke ich, dass Wolfgang letztlich in jedem seiner Texte genau um diese eine Frage kreist, die Bob Dylan 1965 für niemand anderes als für ihn gestellt hat:

How does it feel?

Claudia Rusch, Neue Rundschau, Heft 2, 2008